

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 5 (1950)
Heft: 3

Artikel: Was sagt uns die Hand? : Von der Handlesekunst zur Daktyloskopie
Autor: Thöne, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WAS SAGT UNS DIE HAND?

Von der Handlesekunst zur Daktyloskopie

Von Karl Thöne, Achseten bei Adelboden

Zur Beurteilung der Wesensart eines Menschen nach dem Gesicht braucht es keine Regeln. Jedes Kind empfindet instinktiv das Gute oder das Böse in einem Antlitz. Die Formen der Hand hingegen verraten nicht ohne weiteres die Eigenart dessen, dem sie angehört; ja, bei oberflächlicher Betrachtung liegt überhaupt kein Grund vor, eine Beziehung zwischen der Gestalt der Hände und der Gesamtstruktur des Menschen anzunehmen. Hält man sich aber vor Augen, daß ebenso, wie kein Gesicht dem anderen gleicht, auch keine Hand der anderen vollkommen ähnlich ist, so liegt die Vermutung nahe, auch die Besonderheit jeder Hand als Ausdruck des inneren Menschen zu bewerten. Diese Annahme ist um so eher berechtigt, als sich zwischen den Grundformen des Gesichtes und der Hände des gleichen Menschen Ähnlichkeiten erkennen lassen. So weisen unersetzte Menschen mit breitem Gesicht kurze und breite Hände auf, während langgesichtige Menschen lange und schmale Hände haben.

Das Beurteilen des Menschen nach seinen Händen ist so alt wie unsere Kultur. Schon die Menschen des Altertums, die Ägypter, Chaldäer und Juden haben sich damit befaßt. Ihnen ging es zwar weniger um die Erforschung des

Charakters als um das Weissagen der Zukunft. Das Wissen um die Astrologie war hierzu Voraussetzung. Der Mensch wurde als ein Abbild des ganzen Kosmos angesehen, und die einzelnen Körperteile entsprachen den einzelnen Gestirnen, insbesondere den damals bekannten Planeten. Diese standen wiederum mit den Göttern und deren Wesen im Zusammenhang. Der kleine Finger trug den Namen des Planeten Merkur und soll die Art der Lebensführung im allgemeinen ankündigen. Der Ringfinger wurde nach Apollo, dem Gott des Lichtes, benannt und galt als Finger der Kunst. Der Mittelfinger stand mit Saturn im Zusammenhang und galt als Zeichen der Vorsicht und des Verhängnisses. Der Zeigefinger, der den Namen des Jupiters trug, war Symbol für Herrschaft. Der Daumen hieß wie der Sohn des Zeus, Pollux, den die Mythologie als Faustkämpfer kennt; er war Symbol der Logik und des Willens, aber auch der Starrköpfigkeit und der brutalen Gewalt.

Beim Wahrsagen aus der Hand beachtete man besonders die Handlinien oder Handfurchen und glaubte, aus deren Verlauf und aus dem gegenseitigen Verhältnis der Linien Schicksal und Lebensdauer herauslesen zu können. Die vier Hauptlinien sind: die Lebenslinie,

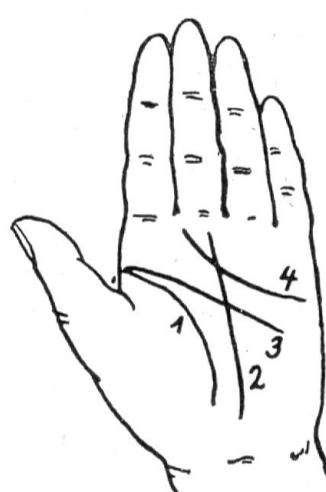


Abb. 1. Die vier Hauptlinien der Hand. Abb. 2 (Mitte). Die sieben „Planetenregionen“

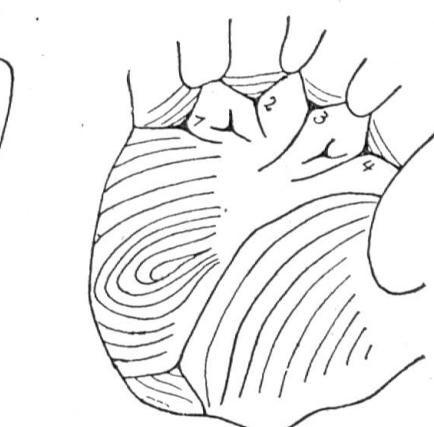
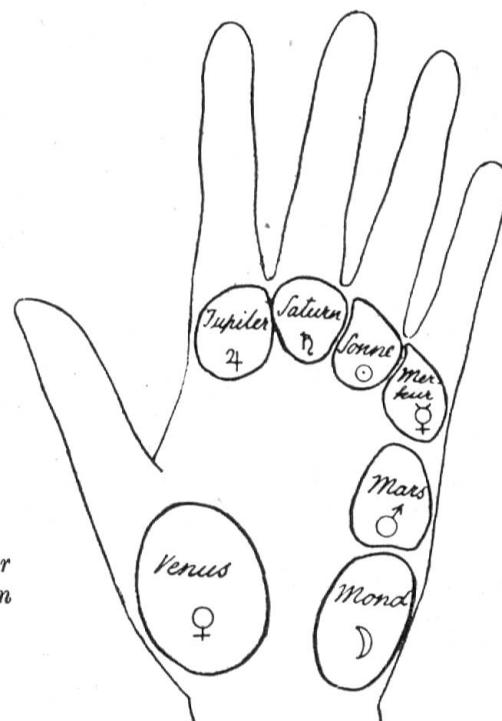


Abb. 3. Der Verlauf der Papillarlinienfelder auf der Handfläche

die sich um den Daumenballen zieht, die Schicksalslinie, die sich vom Mittelfinger senkrecht nach unten zur Handwurzel erstreckt, die Kopflinie, die am Rand der Hand zwischen Daumen und Zeigefinger beginnt und sich quer über die Hand hinzieht, die Herzlinie, die zwischen der Wurzel des Zeige- und Mittelfingers

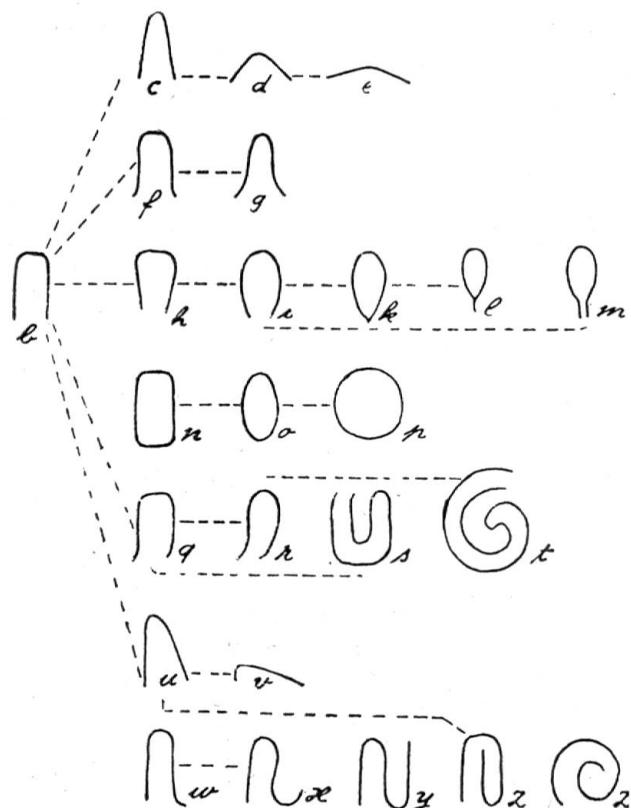


Abb. 4. Die moderne Daktyloskopie katalogisiert die Papillarlinien in einem Buchstabsystem

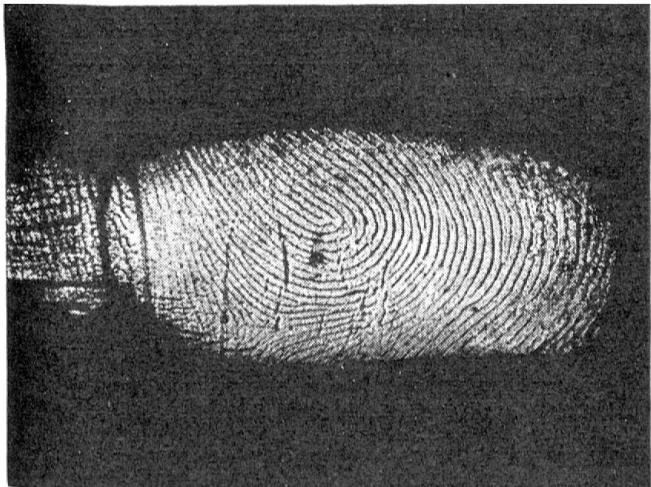
beginnt und sich schräge nach unten nach der dem Daumen gegenüberliegenden Handkante erstreckt (Abb. 1). Ferner teilten die Chiromanten, wie man die Wahrsager aus der Hand auch nennt, die Handfläche entsprechend den sieben Planeten in sieben Planetenregionen ein, die von den Handlinien begrenzt werden (Abb. 2). Traten eine oder mehrere dieser Regionen aus der Handfläche besonders stark hervor, so nahm man an, die der betreffenden Gottheit zugeschriebenen Charaktereigenschaften seien auch beim Träger der Hand vorherrschend. Eine Erhöhung unter dem Zeigefinger, die man als Jupiterberg bezeichnet (mons Jovis), verspricht Glanz und gesellschaftlichen Erfolg; ein kräftiger Daumenballen, der Venusberg, Lebenskraft, eine Erhöhung der Region, die dem Daumen quer zur Hand gegenüberliegt, der Mondberg, lebhafte Phantasie usw. Der alte astrologische Glaube, wonach das Leben eines jeden Menschen von

den durch die Gestirne verkörperten Gottheiten gelenkt werde und aus der Stellung der Gestirne bei der Geburt vorausgesehen werden könne, erstreckt sich auch auf die Handlesekunst, da ja die Hand als ein Abbild des in den Sternen geschriebenen Schicksals angesehen wurde.

Im Mittelalter bekämpfte die Kirche die Chiromantie, aber sie vermochte nicht zu verhindern, daß sich ernsthafte Gelehrte, ja selbst angesehene Würdenträger der Kirche eifrig damit beschäftigten. Umfangreiche Werke erschienen, die das Lesen aus der Hand zur Wissenschaft erhoben und genaue Anleitungen für die Deutung enthielten. Ein Zeichen für die hohe Wertschätzung der Chiromantie ist die Tatsache, daß diese seit Beginn des 15. Jahrhunderts auf fast allen Universitäten gelehrt wurde. Noch im Jahre 1780 soll an der Hochschule in Halle ein Arzt neben Astrologie und Magie auch über die Handlesekunst gelesen haben. Man beschränkte sich dabei nicht auf die Deutung nach den Linien und Erhöhungen, sondern kannte todbringende Kreuze, gefährliche Häkchen, komplizierte Inseln, Sterne und Dreiecke, und jedes dieser durch Linien hervorgerufenen Zeichen hatte wieder seine besondere Bedeutung.

Mit der allgemeinen Aufklärung verlor sich schließlich in den wissenschaftlich orientierten Kreisen der Glaube an die Möglichkeit, die Zukunft aus der Hand zu weissagen. Die Versuche aber, die Handform mit der Gesamtstruktur von Körper und Seele in Beziehung zu bringen, wurden von manchen Gebildeten und Gelehrten fortgesetzt. Auch die Strömung der neuen Zeit, nur das als wahr anzunehmen, was mit unseren fünf Sinnen erfaßt werden kann, vermochte die Ahnung nicht zu unterdrücken, daß in der Gestaltung der Hand ein Symbol für die geistige Richtung des Menschen verborgen liege.

Eine Förderung der Bestrebungen in dieser Richtung erfuhr die Handdeutekunst oder Chirognomie, wie sich nun diese Wissenschaft im Gegensatz zur Handlesekunst oder Chiromantie nannte, durch Lavater. Er und andere Forscher ordneten die Hand zunächst einigen wenigen Grundformen zu. Der Arzt C. G. Carus (1789 bis 1869) unterschied vier Handformen; die elementare, die motorische, die sensible und die psychische Hand. Die elementare Hand ist nach seiner Auffassung dick, hart und großflächig; sie besitzt dicke, wenig bewegliche Finger, kurze, dicke Nägel und soll



Hunderttausende solcher Fingerabdrücke werden bei der Polizei registriert

für robuste, geistig wenig offene Menschen charakteristisch sein. Die motorische Hand ist übermittelgroß, knotig und kräftig, der Daumen groß und mit gutentwickeltem Ballen versehen, die Handfläche hohl und derb. Sie ist die Hand des herrschenden Menschen mit starkem, männlichem Charakter. Die sensible Hand ist klein, zart gebaut, mit weicher, nicht allzubreiter Handfläche und mit konisch verlaufenden, gegen die Enden zu aber spatelförmig verbreiterten Fingern mit schmalen, durchscheinenden Nägeln, einem kleinen Daumen und dünner Haut. Sie widerspiegelt den weiblichen, empfindsamen Charakter. Die psychische Hand ist mittelgroß, die Länge der Handfläche überwiegt die Breite nur wenig, stärkere Furchen fehlen, die Finger sind schlank, die Haut zart, die Behaarung nur schwach angedeutet. Es ist die Hand des vergeistigten Menschen. Diese vier Grundformen sind nach Carus selten rein anzutreffen; man findet sie fast immer mehr oder weniger vermischt. Auch für die heutige exakte Wissenschaft ist die äußere Gestaltung der Hand nicht ohne Bedeutung, denn sie gibt dem Arzt und dem Forscher manchen Hinweis bei Untersuchungen über die Vererbung und bei der Er-

Hand mit wenigen, gut ausgeprägten Handlinien

kennung von Krankheiten. Jeder Arzt versteht es, aus dem Aussehen der Hand oder der Finger auf Kreislaufstörungen, Stoffwechselkrankheiten und Nervenschädigungen zu schließen sowie bestimmte Hauterkrankungen zu erkennen. Hat sich auch die Wissenschaft noch nicht mit den Beziehungen der Handlinien zum inneren Menschen befaßt, so kann doch ein jeder, der sich aufs Beobachten versteht, tagtäglich die Erfahrung machen, daß intellektuell primitive NATUREN ein einfaches Linienbild von nur wenigen Furchen aufweisen, während geistig differenzierte und begabte Menschen ein reiches und vielgestaltiges Linienbild besitzen. Bei geistig zurückgebliebenen oder idiotischen Individuen können einzelne Hauptlinien, wie die Kopf- und Schicksalslinie, direkt fehlen.

Anatomisch betrachtet man die Handlinien als Beugefalten, die durch die Lage der Gelenke und der Bänder der Muskulatur bestimmt sind. Sie können sich im Laufe des



Lebens vertiefen oder abflachen; an Zahl und Eigenart verändern sie sich aber nie. Die Hauptlinien, die man als Beugefurchen bezeichnet, sind schon im Embryonalstadium vorhanden, also bevor die Hand regelmäßige Bewegungen ausführen kann. Damit fällt die frühere Vermutung dahin, sie könnten durch die Hand- und Fingerbewegungen entstehen.

Interessant für die Vererbung ist die Tatsache, daß sich die Linienzeichnung der Eltern fast immer auch an den Handflächen der Kinder findet. Oft kann man beobachten, wie die des Vaters an der einen Hand, die der Mutter an der anderen Hand des Kindes auftaucht. Bei Zwillingen findet man häufig dieselbe Anordnung der Hauptlinien.



In den Handerhöhungen erkennt die Wissenschaft teils Muskelballen, teils Tastballen. Die Tastballen entsprechen den Gehballen der Säugetiere, die durch Fetteinlagerungen gebildet werden.

Beim Menschen verlieren sie sich schon im Kindesalter. Es sind vor allem die Stellen auf den Fingerbeeren, zwischen den Fingeransätzen auf der Handfläche und auf dem Kleinfinger- und Daumenballen. Praktisch sind sie insofern von Bedeutung, als sie die Träger der sogenannten Tastleisten oder Papillarlinien sind. Diese bilden ein System parallel verlaufender Bogenlinien, die im kriminalistischen Erkennungsdienst zur Feststellung von Verbrechern nach Fingerabdrücken verwendet werden. Die Papillarlinien sind 0,2 bis 0,7 mm breit, 0,1 bis 0,4 mm hoch und werden durch zwei ebenso breite Hautfurchen begrenzt. Sie strahlen von den Triradien aus (Abb. 3) und bilden Figuren, die sowohl nach der Rasse als auch beim einzelnen Menschen sehr verschieden sind. Auf der Flachhand sind sie zwar ziemlich einfach gestaltet, auf den Fingerballen aber nehmen sie die verschiedensten Formen an; neben Schleifen nach rechts und nach links findet man Wirbel, Ellipsen und Doppelwirbel. Die Kombinationsmöglichkeiten der Formen eines einzigen Fingers gehen in die Millionen, so daß die Wiederholung eines Handmusters bei einem zweiten Menschen so gut wie unmöglich ist. Die einmal bestehenden Formen ändern sich während des ganzen Lebens nicht. Die Daktyloskopie, wie das Verfahren des kriminalistischen Erkennungsdienstes bezeichnet wird, hat ein besonderes System ausgearbeitet, um die Linien in Kataloge einzutragen (Abb. 4). Um die Papillarlinien abzudrucken, ver-

Hand mit zahlreichen und stark verästelten Linien

sieht man die Hand mit Stempelkissenfarbe oder Druckerschwärze und rollt die Finger einzeln auf Papier ab.

Fingerabdrücke wurden allerdings lange vor dem Daktyloskopieverfahren, das 1895 in England eingeführt wurde, verwendet. In China galt der Fingerabdruck schon vor mehr als tausend Jahren als Unterschrift für wichtige Dokumente, und die chinesischen Frauen gebrauchten ihn, um Verwechslungen der Neugeborenen zu verunmöglichen. Später wurde der Fingerabdruck in manchen Ländern zum Unterzeichnen von Reisepässen und militärischen Ausweisen eingeführt. In den Kolonien dient er heute noch zur Erkennung der Eingeborenen.

Was aber ist aus der ehemaligen Kunst der Weissagung aus den Händen geworden? Nicht nur von Zigeunern und Wahrsagerinnen wird sie weiterbetrieben; auch in vielen Zeitschriften taucht sie auf mit mehr oder weniger ernst-

haftem Getue und versucht nicht ohne Erfolg, an das Mystische zu appellieren, das in jeder Menschenseele verborgen ist. Die Tatsache, daß manches in der äußeren Gestaltung der Hand mit Recht als Symbol des inneren Menschen angesehen werden kann, läßt die Grenze zwischen Wahrsagung und vernünftiger, folgerichtiger Deutung verwischen. Überdies kommt auch die moderne Wissenschaft mit zunehmender Erkenntnis der Zusammenhänge in der Welt zur Einsicht, daß alle Erscheinungen in der Natur durch ein Geflecht des Geschehens miteinander verbunden sind, das sich durch unser Schulwissen allein nicht entwirren läßt. Mit dem Ausbreiten der exakten Forschung auf Gebiete, die noch vor wenigen Jahren als nicht „stubenrein“ galten, wird es immer mehr möglich sein, auch hier das Korn der Wahrheit aus dem Wust blinden Aberglaubens herauszufinden.

Eine neue Methode zur Salzgewinnung

Bekanntlich erfolgte die Gewinnung reinen Kochsalzes bisher auf zwei Arten. Einerseits ließ man Meerwasser in große Becken, sogenannten Salzgärten, verdunsten, anderseits dampfte man die durch Auslaugen von Steinsalz mit Wasser erhaltene Sole in Apparaten mit direkter Kohlenfeuerung oder in modernen Geräten mit Dampfumlauf ein, bis das Salz ausfiel.

In den letzten Jahren suchte man nach wirtschaftlicheren Raffinationsmethoden, die ohne den bedeutenden, zum Verdampfen großer Wassermengen notwendigen Wärmeaufwand auskommen können.

Ein in Frankreich entwickeltes Schmelzverfahren, das mit Rotationsöfen arbeitet und an Erzverhüttung erinnert, erwies sich dabei als sehr rationell. Einer der verwendeten Drehöfen hat eine Kapazität von 1500 kg und arbeitet bereits drei Jahre lang. Das Verfahren wurde mit Hilfe der gesammelten Betriebserfahrungen so vervollkommenet, daß nunmehr die französischen Salinen von Saint-Nicolas bei Nancy zwei 5-Tonnen-Öfen bestellt und in Betrieb genommen haben. Das Salzwerk Dax beabsichtigt gleichfalls zwei dieser von der „Société Stein et Roubaix“ entwickelten Einheiten einzusetzen.

Bei diesem Verfahren wird, wie „Atomes“ berichtet, das rohe, aus dem Bergwerk herbeigeschaffte Steinsalz gemahlen, auf Förderbänder in die Fülltrichter der ölbefeuereten Öfen gebracht und in diesen erschmolzen. Die Verbrennungsgase des ersten Ofens werden zwecks Vorwärmung durch den zweiten geführt; durch geeignetes Umschalten des Gasstromes können sie bis

zu einer Temperatur von etwa 100° C heruntergekühlt, also sehr gut ausgenutzt werden. Das Steinsalz schmilzt bei Temperaturen um 800° C. Mit chemisch reinigenden Zuschlägen versetzt, läßt man die Schmelze dekantieren und schließlich in Blockform erstarrten. Die Blöcke werden in vollautomatischen Arbeitsgängen zunächst grob zerkleinert, dann zerrieben, schließlich gesiebt und maschinell verpackt.

Der Hauptvorteil dieses Ofenprozesses ist die Wärmeersparnis: Während im klassischen Sudverfahren 3000 Kalorien notwendig sind, um 1 kg Kochsalz zu erhalten und die modernen Verdampfer 1500 Kalorien je Kilogramm Reinsalz verbrauchen, benötigt man im Schmelzverfahren nur 1000 kcal/kg. Das Ofensalz ist vollkommen wasserfrei und kann daher sofort verpackt werden, während das auf nassem Wege erzeugte Produkt vorher getrocknet werden muß.

Während sich bei den früher versuchten Schmelzverfahren mit ruhender Sole Schwierigkeiten ergaben, da das Ofenfutter übermäßig beansprucht wurde, entfällt dieser Mangel bei den Drehöfen infolge der dauernden Kühlung des Futters durch das Bad. Im vorerwähnten 1500-kg-Ofen war nach dreijährigem Betrieb noch immer die erste Ausmauerung erhalten. Der vollmechanisierte Betrieb der neuen Schmelzanlagen bringt außer den schon genannten Vorteilen des Verfahrens weitere wirtschaftliche und hygienische Vorteile, weil der Anteil an menschlicher Arbeitskraft sehr klein ist.